

Louis Maier

Empfänger unbekannt verzogen

Die Odyssee eines jungen Flüchtlings auf den Spuren
des Schicksals seiner Eltern

Herausgegeben von der
Gemeinde Malsch

übersetzt von
Sally Laws-Werthwein und Donald Werthwein

verlag regionalkultur

Titel: Empfänger unbekannt verzogen. Die Odyssee eines jungen Flüchtlings auf den Spuren des Schicksals seiner Eltern
Englische Originalausgabe:
From the Golden Gate to the Black Forest: The Odyssey of a new American in search of his parents' fate, by Louis Maier (Schreiber Publishing, Rockville, MD, 2007)

Herausgeber: Gemeinde Malsch

Autor: Louis Maier

Bildnachweis: Alle Abbildungen befinden sich im Besitz des Autors.

Herstellung: verlag regionalkultur (vr)

Lektorat und Satz: Katja Leschhorn und Jürgen Zieher (vr)

Endkorrektorat: Anna Wsciubiak, Haßloch

Umschlaggestaltung: Jochen Baumgärtner (vr) und sara glaser graphic design (Berkeley CA 94703, USA)

ISBN 978-3-89735-543-9

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Diese Publikation ist auf alterungsbeständigem und säurefreiem Papier (TCF nach ISO 9706) gedruckt entsprechend den Frankfurter Forderungen.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2008 verlag regionalkultur

verlag regionalkultur

Ubstadt-Weiher • Heidelberg • Basel

Korrespondenzadresse:

Bahnhofstraße 2 • 76698 Ubstadt-Weiher

Tel. 07251 36703-0 • Fax 07251 36703-29

E-mail kontakt@verlag-regionalkultur.de • *Internet* www.verlag-regionalkultur.de

Inhaltsverzeichnis

Prolog	11
Kapitel 1: San Francisco, Stadt am Golden Gate	13
Kapitel 2: Lotte Markuse	24
Kapitel 3: Wiedervereint	36
Kapitel 4: Pflegeeltern	44
Kapitel 5: Die Handelsschule	59
Kapitel 6: Die „Er-fahrung“	71
Kapitel 7: Das kalifornische Klima	80
Kapitel 8: Erlernen der Sprache	93
Kapitel 9: Überlebenskämpfe	101
Kapitel 10: Feierlichkeiten	128
Kapitel 11: Entscheidungen	151
Kapitel 12: Amerika im Krieg	176
Kapitel 13: Ein Sommer der Hoffnung und des Schreckens	194
Kapitel 14: Konfrontiert mit einer neuen Welt	210
Kapitel 15: Eine nachgeholte Jugend	223
Kapitel 16: Die Verwandten an der Ostküste	233
Kapitel 17: Die Suche nach Informationen	245
Kapitel 18: Le petit Juif	261
Kapitel 19: Bindermichl	271
Kapitel 20: Rückkehr zum Schwarzwald	284
Kapitel 21: Rosel	298
Epilog: Über handbesticktes Leinen	311
Nachwort	312
Chronologie	316
Stammbaum	319

Kapitel 1

San Francisco, Stadt am Golden Gate

Es war nach der Sperrstunde für Juden, als ein Taxi mich mit meiner Sozialarbeiterin sowie einem kräftigen, jungen Burschen an der Unterkunft Große Hamburger Straße abholte und dann durch die verdunkelten Straßen Berlins zum Bahnhof raste, wo mein Zug nach Moskau abgehen sollte. Der Bahnhof drinnen war genauso dunkel wie die Straßen draußen, aber meine Begleitung kannte sich am Anhalter-Bahnhof aus, und rasch waren wir auf dem Bahnsteig, wo unser Zug ankommen sollte, planmäßige Abfahrt um 22.15 Uhr. Während wir warteten, sprachen wir mit anderen Juden, die im Begriff waren, aus Deutschland auszureisen. „Geht’s in die USA? Nach Shanghai? Wo in Amerika?“

Der Zug fuhr ein und wir fanden meinen Waggon. Dr. Erna Davidsohn, die junge Frau, die für das Jüdische Hilfswerk arbeitete, das meine Reise nach Amerika geplant hatte, reichte mir meine Papiere, und ich eilte zu meinem reservierten Abteil. Als ich das Fenster öffnete, gab mir ihr kräftiger Helfer meinen Koffer, den ich auf den Boden stellte, wo er neben dem Gepäck der anderen Mitreisenden stand. Als ich wieder aus dem Fenster schaute, konnte ich Dr. Davidsohn nirgendwo entdecken und ihr zu meiner großen Enttäuschung nicht Lebewohl sagen. Viele Jahre später erfuhr ich, dass diese liebevolle, begeisterte junge Frau 1943 nach Auschwitz deportiert worden war, wo sie umkam.

Als 16-jähriger Junge, der bis vor kurzem nie weiter als 100 Meilen von seinem kleinen Dorf, Malsch in Süddeutschland, verreist war, hätte ich darüber besorgt und verängstigt sein sollen, dass ich durch unheimliche, unbekannte Gebiete gebracht werden sollte. Aber alles war so abenteuerlich und neu, dass ich meine Angst vergaß. Wenn alles nach Plan lief, würde ich am nächsten Tag aus Deutschland heraus sein und in eine Welt frei von Verfolgung eintreten.

Es war Dienstag, der 20. August 1940, und meine Abfahrt setzte dem langen und schwierigen Warten voller Sorgen und Enttäuschungen ein Ende. Viele andere aus unserer Gruppe warteten immer noch, und ich betrachtete es als einen Glücksfall, endlich auf dem Weg zu sein.

Als die Pläne für die Auswanderung unserer Familie in die USA scheiterten, hatten unsere Eltern meine 12-jährige Schwester Agathe und mich beim Jüdischen Hilfswerk angemeldet, das Jugendliche unter 16 Jahren für die Unterbringung bei Pflegeeltern in Amerika auswählte. Wir erhielten unsere Visa am 10. Mai 1940, fünf Wochen bevor es mir nicht mehr möglich gewesen wäre, unter der speziellen Schutzbürgschaft einer amerikanisch-jüdischen Hilfsorganisation in die Vereinigten Staaten einzureisen. An

jennem Tag griff Deutschland Belgien und Holland an, in einem Vormarsch, der im Fall Frankreichs gipfeln sollte. Nun waren alle Häfen Nordwesteuropas geschlossen. Deshalb war es notwendig geworden, eine Ausweichroute zu finden. Meine Schwester und ich sollten mit dem Zug durch Russland, die Mandschurei, Korea und Japan reisen, von wo wir ein Schiff in die USA nehmen würden.

Gegen Ende Juli hatte ich meine Heimat in Süddeutschland Richtung Berlin verlassen, um meine Reise zu beginnen. Meine Schwester folgte eine Woche später, aber als sie in Begleitung unserer Mutter ankam, wartete ich immer noch auf eine Schiffspassage von Japan aus. Ursprünglich wollte das Hilfswerk in Berlin meine Schwester nach Hause schicken, weil es nur eine geringe Chance gab, Schiffskarten von Japan in die USA zu bekommen, und sie ganz unten auf einer langen Warteliste der Kinder stand. Plötzlich wurde ein Platz frei. Weil sie als letzte angekommen war, hatte sie gültige Reisepapiere und durfte deshalb fahren. Innerhalb von Stunden wurde sie in ein Flugzeug nach Moskau gesetzt, um noch den Transsibirien-Express zu erreichen, der zweimal die Woche abfuhr.

Während ich auf eine Kojette auf einem Ozeandampfer über den Pazifik wartete, blieb ich weiterhin in Berlin. Es gab ungefähr ein Dutzend Jungen und Mädchen aus verschiedenen Städten Deutschlands, die über Russland in die USA reisen wollten. Die Mädchen waren in einer Synagoge untergebracht, die Jungen schliefen in einer Turnhalle in der Großen Hamburger Straße, die auch vorläufige Unterkunft für jüdische Familien bot, die aus Städten östlich Berlins deportiert worden waren. Diese hatten einen Teil des Raums belegt und Betttücher und Decken aufgehängt, um etwas Privatsphäre für jede Familie zu schaffen. Immer wenn Wohnungen in Berlin frei wurden, wurden die Menschen dort untergebracht. Wir machten uns nützlich, indem wir den ankommenden und abreisenden Bewohnern der Unterkunft zur Hand gingen, halfen beim Austeilen der Mahlzeiten und besuchten Englischstunden und Vorträge.

Beinahe täglich sprach ich mit Dr. Davidsohn, unserer Sozialarbeiterin, die bei der jüdischen Gemeinde angestellt war. Ich mochte diese fast 40-jährige Frau, die sehr hart gearbeitet hatte, um mich auf den Weg zu bringen. Mehrmals dachte sie, sie hätte eine Möglichkeit gefunden, aber es war jedes Mal ein Fehlschlag. In Anerkennung für ihre Bemühungen und Hilfe schickte meine Mutter Essenspakete für sie und ihre Familie, die in der an Lebensmittelknappheit leidenden Großstadt sehr geschätzt waren.

Eines Tages fragte mich Dr. Davidsohn, ob ich genug zu essen hätte. „Ich kaufe etwas beim Bäcker mit meinen Essensmarken“, erwiderte ich. „Aber deine Englischstunde ist zwischen vier und fünf, die einzige Zeit, in der Juden Lebensmittel kaufen dürfen.“ Ich gestand, dass ich für mich und meine Freunde zu anderen Zeiten einkaufte und dass mein ungesetzliches Auftauchen noch nicht entdeckt worden sei.

„Du hältst dich besser an die Gesetze. Ich habe genug Ärger, dich aus dem Land zu bekommen. Da möchte ich mir nicht auch noch Sorgen machen, dass du im Gefängnis landest. Wir ändern die Unterrichtszeit, damit du einkaufen gehen kannst.“

Trotz andauernder Bombenalarme, unzureichender Ernährung und schlechter Unterkunft blieb ich guter Stimmung. Oft besuchte ich Onkel Freddie, einen alten Freund meiner Eltern aus Malsch, der in einem noblen Vorort Berlins wohnte. Wenn ich bei ihm und seiner Frau vorbeischaute, bekam ich jedes Mal etwas zu essen, und sie erkundigten sich nach den Fortschritten meiner Auswanderung. Ihre positive Einstellung und ihre Anteilnahme, das Engagement der Sozialarbeiterin und die regelmäßigen Briefe und Postkarten meiner Eltern machten mir Mut.

Alle Mitglieder unserer Gruppe machten sich Sorgen um unsere Chancen, aus Deutschland herauszukommen, und hatten Schwierigkeiten, sich an die Situation zu gewöhnen. Wir freundeten uns an und teilten Päckchen von Zuhause, aber wir gingen keine engeren Bindungen ein, weil wir jederzeit auseinander gerissen werden konnten. Gerne besuchte ich die Gottesdienste in einer nahegelegenen Synagoge, die bei den Brandanschlägen der *Kristallnacht* verschont geblieben war. Sie hatte einen guten Kantor, einen wunderbaren Chor und eine große Gemeinde.

Schließlich, nach dreiwöchiger Wartezeit und einigen Fehlstarts, informierte mich Dr. Davidsohn, dass ein Platz freigeworden war – eine Innenkabine in der ersten Klasse auf einem japanischen Schiff von Yokohama aus. Ich war so glücklich über die Nachricht meiner bevorstehenden Abfahrt, dass die für mich organisierte noble Unterbringung wenig Eindruck auf mich machte.

Obwohl ich ohne Begleitung reiste, war ich nicht alleine; es gab andere jüdische Flüchtlinge im Zug, manche auf dem Weg nach Shanghai, andere nach Japan. Wir erhielten unsere Mahlzeiten mit im Voraus bezahlten Gutscheinen. Bei Aufenthalten in Wilna und Harbin versorgten uns die jüdischen Gemeinden mit Essen und gaben uns Vorräte für die nächsten paar Tage mit. Im Speisewagen des Transsibirien-Expresses war das Essen oft verdorben und die Auswahl begrenzt; Angst vor Durchfall und Salmonellen bestimmten meine Essensaufnahme. Nach anfänglichen Sorgen erfuhr ich von den Russen im Zug, dass ich das Dessert gegen ein Glas Wodka austauschen könne, was alle unerwünschten Bakterien abtöten würde.

Die anstrengende Überlandreise durch Ostdeutschland, Litauen, Weißrussland, Russland, Sibirien, China, die Mandschurei, Korea und Japan endete mit dem Erreichen Yokohamas am 7. September 1940. Vertreter von Flüchtlingshilfsorganisationen trafen uns am Zug und brachten mich auf die *Kamakura Maru*, Bestimmungshafen San Francisco. Ein Schiffssteward brachte mich zu meiner innenliegenden Einzelkabine und erklärte alles. „Falls Sie es wünschen, wecke ich Sie am Morgen und richte Ihnen ein Bad. Ein Gong kündigt die Mahlzeiten an“.